

URTE HELDUSER
BURKHARD DOHM (Hg.)

Imaginationen des Ungeborenen/ Imaginations of the Unborn

Kulturelle Konzepte pränataler Prägung
von der Frühen Neuzeit zur Moderne /

Cultural Concepts of Prenatal Imprinting
from the Early Modern Period to the Present

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

UMSCHLAGBILD
Samuel Thomas Soemmerring: *Icones Embryonum Humanorum*, Frankfurt 1799
© Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

ISBN 978-3-8253-6784-8

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2018 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg
Imprimé en Allemagne · Printed in Germany
Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:
www.winter-verlag.de

„Sie hat sich versehen“ – Wohin die Spur der Untreue Andreas Thameyer und die Leserinnen und Leser seines letzten Briefes führt

- 1 *Andreas Thameyers letzter Brief*, die Lehre vom Versehen der Schwangeren und ihr Stellenwert um 1900

Andreas Thameyers letzter Brief wäre, hätte man es denn mit einem faktualen Text zu tun, als erschütterndes Zeugnis einzustufen. Mit dem Brief¹ nimmt sein Verfasser nämlich – so jedenfalls wird es suggeriert – Abschied von der Welt, um mit seinem Tod für die in Frage gestellte Ehre seiner Gattin einzustehen. Der Brief ist aber, und für seinen Verfasser gilt das gleichermaßen, nicht authentisch, sondern fingiert. Seine ersten Leserinnen und Leser sind darüber nicht im Zweifel gelassen worden, als der kurze Text im Juli 1902 in der Wiener Wochenzeitschrift *Die Zeit* erschien, denn er wurde im „Feuilleton-Theil“ abgedruckt, an derjenigen Stelle des Blattes also, die üblicherweise für literarische Texte, für „Romane, Novellen und Skizzen aus der Feder der hervorragendsten Dichter“² reserviert ist, in den beiden zuvor publizierten Nummern etwa für „Gladius Dei. Von Thomas Mann“³. Außerdem trägt er den (für mit dem Literaturbetrieb vertraute Leserinnen und Leser) ausreichend distinkten, Literatur anzeigenden Vermerk „Von Arthur Schnitzler“⁴.

¹ Mit den Implikationen der Briefform setzt sich bereits eingehend auseinander: Bénédicte Abraham: *Discours de la folie raisonnée dans Andreas Thameyers letzter Brief*, in: *Crises allemandes d'identité / Deutsche Identitätskrisen*, hg. v. Michel Vanoosthuysse, Montpellier 1998, S. 35–43, besonders S. 36f.

² Diese Hinweise finden sich auf der nicht paginierten Rückseite des Umschlags, auf dem *Die Zeit* in eigener Sache wirbt (*Reise- und Bade-Abonnement auf die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“*, in: *Die Zeit* 32.408 (1902), Umschlagrückseite, o. P.).

³ Thomas Mann: *Gladius Dei*, in: *Die Zeit* 32.406 (1902), S. 31f. u. 32.407 (1902), S. 46–48.

⁴ Arthur Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, in: *Die Zeit* 32.408 (1902), S. 63f., hier S. 63a. Der Autornamen Schnitzler verweist zu dieser Zeit bereits auf eine beachtliche Zahl literarischer Publikationen. Vgl. z.B. Franz Brümmer: *Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts*, 4. Aufl., Bd. 3, Leipzig o. J. [1896], S. 467, Adalbert von Hanstein: *Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Literaturgeschichte*, Leipzig 1901, S. 311, Adolf Bartels: *Geschichte der deutschen Litteratur. In zwei Bänden. Zweiter Band. Das neunzehnte Jahrhundert*, Leipzig 1902, S. 677 u. Rudolf von Gottschall: *Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Litteraturhistorisch und kritisch dargestellt*, 7. Aufl., Bd. 4, Breslau 1902, S. 739f. Erheblich mehr Veröffentlichungen unter dem Namen „Arthur Schnitzler“ sind zu dieser Zeit freilich im Bereich der Medizin zu verzeichnen. Sie erscheinen allerdings ausschließlich in medizinischen Fachzeitschriften und

Der Abschiedsbrief nun kommt auf ein einschlägiges Problemfeld zu sprechen, auf dasjenige nämlich des Versehens der Schwangeren.⁵ Im orthodoxen, schulmedizinischen Diskurs der Jahrhundertwende, so scheint es,⁶ ist dieser Sachverhalt, ist das Versehen der Schwangeren entschieden als Irrationalismus rubriziert. „Wenschon“, so unterrichtet 1898 der Zoologe Otto vom Rath in Form einiger *Bemerkungen über das Versehen und die Telegonie* die Mitglieder der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg,

die Sage vom Versehen bei den Männern der Wissenschaft eigentlich schon längst als unhaltbar erklärt und begraben worden ist, halte ich eine kurze Besprechung dieser Hypothese keineswegs für überflüssig, da ich mich zu meinem größten Erstaunen im Laufe der letzten Jahre davon überzeugt habe, dass an die Möglichkeit des Verschens immer noch, nicht nur allgemein vom großen Publikum, sondern auch von vielen Ärzten und Naturforschern geglaubt wird.⁷

Zurückzuführen ist dies auf ein mit der Theorie des Versehens verknüpftes erkenntnistheoretisches Problem: Ihre Stichhaltigkeit lässt sich unter den Bedingungen gesicherten medizinischen Wissens zur Zeit um 1900 nämlich weder unter Beweis stellen noch widerlegen. Da es, wie Julius Preuss am Ende seiner 1892 publizierten *historisch-kritischen Studie* über das *Versehen der Schwangeren* resümiert, bisher keine „sorgfältig

(mit einer Ausnahme: 1904) im Zeitraum 1879 bis 1894. Vgl. hierzu die verdienstvolle Zusammenstellung von Thomé (Arthur Schnitzler: *Medizinische Schriften*, hg. v. Horst Thomé, Wien u. Darmstadt 1988). Zur Rezeption Schnitzlers bis zum Erscheinen von „Andreas Thameyers letztem Brief“ vgl. die von Richard H. Allen (*An Annotated Arthur Schnitzler Bibliography. Editions and Criticism in German, French, and English 1879–1965*, Chapel Hill o. J., S. 101f.) ermittelten Rezensionen und Darstellungen. Ich zitiere nach Schnitzler 1902; „a“ und „b“ bezeichnen die jeweilige Spalte.

⁵ Auf diesen Sachverhalt gehen ausführlich ein: Peter Schnyder: *Im Netz der Bedeutung. Arthur Schnitzlers Erzählung ‚Andreas Thameyers letzter Brief‘ in kulturwissenschaftlicher Perspektive*, in: *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. „Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert“*, hg. v. Peter Wiesinger, Bd. 6, Bern u. a. 2002, S. 419–425 und Achim Aurnhammer: *Arthur Schnitzlers intertextuelles Erzählen*, Berlin u. Boston 2013, S. 120–131 sowie in Ansätzen: Bernard Dieterle: *Keineswegs kann ich weiterleben. Figurationen des Schreibens bei Arthur Schnitzler*, in: *Modern Austrian Literature* 30.1 (1997), S. 20–38, hier S. 23.

⁶ Barbara Beßlich gelangt zu der Einschätzung, „dass diese Theorien um 1900 keineswegs als so absurd und unglaublich galten, wie sie heutigem Verständnis nach klingen“ (*Mütter im Visier. ‚Versehen‘ und ‚Telegonie‘ in Otto Weiningers Geschlecht und Charakter – mit einem Seitenblick auf Weiningers Anleihen bei Goethe, Ibsen und Zola*, in: *KulturPoetik* 4.1 (2004), S. 19–36, hier S. 22). Ein differenzierteres Bild entwirft die Abhandlung von Franz K. Stanzel, deren Kapitel „Das wissenschaftliche Debakel der Telegonie und ihre literarische Renaissance um 1900“ (*Telegonie – Fernzeugung. Macht und Magie der Imagination*, Wien, Köln u. Weimar 2008, S. 57–62) der Lehre vom Versehen eine durch „pseudowissenschaftliche Vorgaben“ (ebd., S. 58) befeuerte „literarische Renaissance“ (ebd., S. 57) bescheinigt.

⁷ Otto vom Rath: *Bemerkungen über das Versehen und die Telegonie*, in: *Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. B.* 10 (1898), S. 333–359, hier S. 334.

feld zu sprechen, auf
doxen, schulmedizin-
achverhalt, ist das Ver-
iert. „Wen schon“, so
Bemerkungen über das
n Gesellschaft zu Frei-

entlich schon längst als un-
esprechung dieser Hypo-
n Erstaunen im Laufe der
s Versehens immer noch,
den Ärzten und Naturfor-

verknüpftes erkenntnis-
dingungen gesicherten
r Beweis stellen noch
ublizierten *historisch-*
ischer keine „sorgfältig

zu die verdienstvolle Zu-
ften, hg. v. Horst Thomé,
rscheinen von „Andreas
ed Arthur Schnitzler Bib-
1879–1965, Chapel Hill
re nach Schnitzler 1902;

itz der Bedeutung. Arthur
ssenschaftlicher Perspek-
000. „Zeitenwende – Die
er Wiesinger, *Bd. 6*, Bern
intertextuelles Erzählen,
eterle: „Keineswegs kann
in: *Modern Austrian Li-*

um 1900 keineswegs als
1 klingen“ (*Mütter im Vi-*
d Charakter – mit einem
KulturPoetik 4.1 (2004),
llung von Franz K. Stan-
f ihre literarische Renais-
agination, Wien, Köln u.
owissenschaftliche Vor-
) bescheinigt.

, in: *Berichte der Natur-*
er S. 334.

beobachtete[n] Beweisefälle“⁸ gibt, dreht sich die unermüdlich geführte Auseinandersetzung über das Versehen im Wesentlichen um Erzählungen und Berichte, die die einen aufwendig zum wissenschaftlichen Beweis zu promovieren, die andern mit demselben Eifer zu falsifizieren suchen. Medizinische Fakten sind Mangelware, Erzählungen dagegen, so klagt Preuss, „besitzen wir in ungeheurer Zahl“⁹. Was die Schulmedizin als defizitär bezeichnet, erweist sich in kultur- und literaturwissenschaftlicher Perspektive als ungemein ergiebig, insofern selbst diejenigen „Berichte“ noch aussagekräftig sind, die notorisch das von Preuss benannte basale „Schema“ reproduzieren. Es lautet: „Ich wurde zu einem Kinde gerufen, das¹⁰ diese oder jene Missbildung zeigte, die Mutter erzählte mir, dass sie sich versehen habe“¹¹. Für eine wissenschaftliche Untersuchung sind Erzählungen dieses Typs freilich „nicht einwandfrei“, sie „beweisen“ aber, wie Preuss zwar enttäuscht, doch ungemein hellichtig feststellt, „dass die Mutter von der Realität des V[ersehens] überzeugt ist und der“ ihren Bericht ins Feld führende „Beobachter auch“¹². Nicht in streng wissenschaftlicher, in medizinischer oder biologischer Hinsicht etwa, wohl aber als Zeugnisse kultureller Selbstbeschreibung sind die Berichte in hohem Maße erhellend – und als solche rückt *Andreas Thameyers letzter Brief* sie in den Blick.¹³

2 Die Leseempfehlungen des „Doctor Walther Brauner“ oder: Warum Thameyers Kind „eine so eigenthümliche Hautfarbe hat“

Thameyer, ein im Wiener Bezirk Hernals¹⁴ lebender 34-jähriger „Beamter in der österreichischen Sparcassa“¹⁵, gehört selbst, wiewohl medizinischer Laie, zu den eifrigen

⁸ [Julius] Preuss: *Vom Versehen der Schwangeren. Eine historisch-kritische Studie*, in: *Berliner Klinik* 51 (1892), S. 1–50, hier S. 48.

⁹ Ebd., S. 48. Zu einer ähnlichen Einschätzung gelangt August Blencke: „Die Literatur ist voll von solchen Fällen“ (*Ueber congenitalen Femurdefect*, in: *Zeitschrift für orthopädische Chirurgie einschliesslich der Heilgymnastik und Massage* 9 (1901), S. 584–656, hier S. 624).

¹⁰ Verbessert aus „dass“.

¹¹ Preuss: *Vom Versehen der Schwangeren*, hier S. 48.

¹² Ebd.

¹³ Für eine Berücksichtigung des „kulturwissenschaftlich relevanten Textcharakters“ von *Andreas Thameyers letztem Brief* tritt Gotthart Wunberg (*Arthur Schnitzler – oder über Kulturwissenschaften und Literaturwissenschaft*, in: *Arthur Schnitzler im zwanzigsten Jahrhundert*, hg. v. Konstanze Fliedl, Wien 2003, S. 13–35, hier S. 19) ein.

¹⁴ „Die Bevölkerung der unteren Teile von Hernals besteht überwiegend aus besser situierten Gewerbsleuten und kleinen Beamten; im oberen Theile wohnen in der Nähe der dort befindlichen großen Tramwayremisen und Stallungen viele Angestellte dieser Unternehmung und auch sonst viele Arbeiter.“ (Paul Schwarz: *Die Entwicklung der städtischen Grundrente in Wien*, in: *Neue Untersuchungen über die Wohnungsfrage in Deutschland und im Ausland. Herausgegeben vom Verein für Socialpolitik. Deutschland und Österreich*, Leipzig 1901, S. 33–148, hier S. 134).

¹⁵ Arthur Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, in: *Die Zeit* 32.408 (1902), S. 63f., hier S. 63b.

Lesern solcher Berichte: „Auch habe ich“, schreibt er „in vielen Büchern nachgelesen, die diese schwierige und räthselhafte Materie behandeln, und wenn es auch Leute gibt, welche die Thatsache an sich bezweifeln, so sind doch anderseits Gelehrte von Bedeutung aufgestanden, die völlig überzeugt sind“¹⁶. Konsultiert habe er, was ihm „der alte Doctor Walther Brauner“¹⁷ an die Hand gab, der Thameyers Ehefrau Anna von ihrem Kind entbunden hat: „Luther[s] [...] Tischreden“, eine, wie aus dem ins Feld geführten Sachverhalt zu schließen ist, Abhandlung von Thomas Bartholin (1661), „Hambergs ‚Räthselhafte Vorgänge der Natur‘, Seite 74“, „Limböcks ‚Ueber das Versehen der Frauen‘, Basel 1846, Seite 19“¹⁸ sowie zwei weitere, aktuelle Texte, deren weit verbreitete Titel allerdings aus den von Thameyer genannten Autornamen – „Welsenburg“ und „Preuß“ – zu erschließen sind: *Das Versehen der Frauen in Vergangenheit und Gegenwart, und die Anschauungen der Aerzte, Naturforscher und Philosophen darüber* von 1899¹⁹ sowie die sieben Jahre zuvor bereits veröffentlichte Studie von Preuss *Vom Versehen der Schwangeren*. „Die Geschichte aber, die“ ihm

am wichtigsten erscheint und an der zu zweifeln kein vernünftiger Anlass vorliegt, wird von Heliodor in den ‚Libri aethiopicorum‘ berichtet. Diesem geschätzten Autor nach hat die Königin Persina nach zehnjähriger kinderloser Ehe ihrem Gatten, dem Aethiopierkönig Hydaspes eine weiße Tochter geboren, die sie aus Angst vor dem voraussichtlichen Zorn ihres Gemahls gleich nach der Geburt aussetzen ließ. Doch gab sie ihr einen Gürtel mit, auf dem der wahre Grund des verhängnisvollen Zufalls angegeben war: im Garten des königlichen Palastes, wo die Königin die Umarmungen ihres schwarzen Ehegemals empfing, waren herrliche Marmorstatuen griechischer Götter und Göttinnen aufgestellt gewesen, auf die Persina ihre entzückten Blicke gerichtet hatte.²⁰

Wer Thameyers Hinweis nachgeht, Heliodors *Aethiopische Liebes- und Helden-Geschichte* zur Hand nimmt und der „Aethiopischen Begebenheiten Viertes Buch“ aufschlägt, erfährt nach wenigen Seiten schon, weshalb genau die Monarchin den Zorn ihres Gatten fürchtete: Sie „wusste gewiß, daß man die weiße Farbe“ ihres Kindes „als ein Zeichen des Ehebruchs ansehen, und“ ihr „nicht glauben würde, wenn“ sie auch

¹⁶ Ebd., S. 63a.

¹⁷ Ebd., S. 64a.

¹⁸ Ebd., S. 63b. Die angegebenen Werke von Hamberg und Limböck/Limbeck sind im KVK nicht nachgewiesen. Die „Allgemeine Deutsche Biographie“ führt einen Missionar namens Theodor Hamberg auf, dem allerdings keine entsprechende Publikation zuzuordnen ist; vgl. [Carl Friedrich] Ledderhose: *Hamberg, Theodor H.*, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 10, Leipzig 1879, S. 468–470; eine Eintragung zu „Limböck“ oder „Limbeck“ findet sich im entsprechenden Band nicht; vgl. *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 18, Leipzig 1883. „Beide Belege sind“, zu dieser Einschätzung kommt Achim Aurnhammer „– trotz der scheinbaren bibliographischen Präzision – fiktiv“ (*Arthur Schnitzlers intertextuelles Erzählen*, Berlin u. Boston 2013, S. 122).

¹⁹ Gerhard von Welsenburg [d. i. Iwan Bloch]: *Das Versehen der Frauen in Vergangenheit und Gegenwart und die Anschauungen der Aerzte, Naturforscher und Philosophen darüber*, Leipzig 1899.

²⁰ Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, hier S. 63b.

n Büchern nachgelesen, wenn es auch Leute gibt, die Gelehrte von Bedeutung sind, was ihm „der alte Herr“ Ehefrau Anna von ihrem dem ins Feld geführten Heliodor (1661), „Hamberg über das Versehen der Expedition, deren weit verbreitet – „Welsenburg“ und „Vergangenheit und Gegenwart der Philosophen darüber von dem von Preuss Vom Ver-

stiegen Anlass vorliegt, wird der geschätzte Autor nach hat dem Gatten, dem Aethiopierkö- vor dem voraussichtlichen ich gab sie ihr einen Gürtel angegeben war: im Garten ihres schwarzen Ehegемals und Göttinnen aufgestellt

Liebes- und Helden- anheiten Viertes Buch“ lie Monarchin den Zorn „arbe“ ihres Kindes „als würde, wenn“ sie auch

ck/Limbeck sind im KVK t einen Missionar namens cation zuzuordnen ist; vgl. *Die Deutsche Biographie*, oder „Limbeck“ findet sich *hier*, Bd. 18, Leipzig 1883. immer „– trotz der schein- *intertextuelles Erzählen*, Ber-

men in Vergangenheit und und Philosophen darüber,

„gleich alle Umstände erzehlete“²¹. Genau dies nun steht im Falle Andreas Thameyers zur Debatte: Seine Ehefrau hat nämlich ein Kind zur Welt gebracht, das eine „eigenthümliche Hautfarbe hat“²² – welche? – bleibt ungenannt, ist allerdings unschwer abzuleiten aus den Erklärungen, die Thameyer gleich darauf folgen läßt. Während er selbst „bei [s]einen Eltern auf dem Lande“ gewesen sei, habe seine Gattin Anna, wie sie ihm unmittelbar nach seiner Rückkehr erzählt, mit ihrer noch unverheirateten Schwester Fritzi „gegen Abend [...] den Thiergarten“ aufgesucht, „wo Neger ihr Lager aufgeschlagen hatten“. Da Fritzi kurzerhand mit einem „Herrn“ durchgebrannt ist, „der sich nicht des besten Rufes erfreut, obzwar er verheiratet ist“, habe Anna Thameyer sich, als wäre außer ihr selbst und den zur Schau gestellten Afrikanerinnen und Afrikanern niemand sonst mehr im Prater unterwegs gewesen, „plötzlich allein“²³ gefunden. Nicht weniger als „zwei Stunden“, bis die „Thore geschlossen“ wurden, will Anna Thameyer – vergeblich – auf Fritzi gewartet haben: „Wer begreift nicht“, so fragt Thameyer die Adressaten seines Briefes, „dass sie unter diesen Umständen ein ungeheueres Grauen vor diesen Riesenmenschen mit den glühenden Augen und den großen schwarzen Bärten empfinden musste?“²⁴ Daß die junge Frau vor den „Riesenmenschen“ im Tiergarten erschrocken ist, verdiente weiter keine Beachtung, hätte sie damals nicht, wie ihr Gatte schreibt, „bereits unser Kind unter dem Herzen“ getragen. Wäre er, Thameyer, darüber unterrichtet gewesen, „hätte“ er „nie und nimmer gestattet, dass sie mit Fritzi an einem nebligen Abend in den Prater gieng und sich allerlei Gefahren aussetzte“²⁵, namentlich der Gefahr des Sich-Versehens. Da Anna ihrem Manne, wie er betont, „immer treu“²⁶ gewesen sei, das gemeinsame Kind aber „eine so eigenthümliche Hautfarbe hat“²⁷, kann es hierfür im Verständnis oder Wunschdenken Andreas Thameyers nur eine Erklärung geben, die er in seinem Brief mitteilt und für deren Stichhaltigkeit er die ihm von Dr. Brauner überlassenen Autoritäten in den Zeugenstand ruft:²⁸ „Hamberg, Heliodor, Malebranche, Welsenburg, Preuß, Limbeck und andere“²⁹; „Sie hat sich versehen, als sie im August mit ihrer Schwester unten im Thiergarten war, wo diese fremden Leute ihre Lager hatten, diese unheimlichen Schwarzen“³⁰. „Niemals in ihrem Leben habe sie“, so referiert Thameyer die Beteuerungen seiner Ehefrau, „ein solches Grauen empfunden als an jenem Abend, da sie allein bei den Negern war“³¹.

Der Leibesfrucht heftig erschreckender Schwangerer – dies bildet einen festen Topos der Lehre des Versehens – könne sich das Schrecken Erregende ursächlich einprä-

²¹ Heliodor: *Aethiopische Liebes- und Helden-Geschichte*, Jena 1750, S. 162.

²² Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, hier S. 64a.

²³ Ebd.

²⁴ Ebd., S. 64b.

²⁵ Ebd.

²⁶ Ebd., S. 64a.

²⁷ Ebd.

²⁸ Eine genaue Analyse der Argumentationsrhetorik Thameyers bietet Aurnhammer: *Arthur Schnitzlers intertextuelles Erzählen*, S. 114–120.

²⁹ Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, hier S. 64b.

³⁰ Ebd., S. 64a.

³¹ Ebd.

gen, und zwar, wie der Mehrheit der „in ungeheurer Zahl“³² vorliegenden Berichte zu entnehmen ist, nach dem Prinzip der Ähnlichkeit: „Hat sich z.B.“, so war kurze Zeit vor Erscheinen von *Andreas Thameyers letztem Brief* erst wieder nachzulesen, und zwar in der *Zeitschrift für orthopädische Chirurgie*, eine schwangere „Frau vor einem Verbrecher, der vor ihren Augen geköpft wurde, entsetzt, so bringt sie ein kopfloses Kind zur Welt; war der Gegenstand des Schreckens ein Krüppel mit einem Bein, so kommt sie mit einem einbeinigen Kind nieder“³³. Mit besonderem Interesse dürfte Thameyer die ihm von Dr. Brauner zur Verfügung gestellte historisch-kritische Abhandlung von Julius Preuss gelesen haben: Die Lehre des Versehens mache nämlich, so Preuss, „auch eine Erklärung des Vorkommnisses *möglich*, dass eine Frau, die über einen Neger erschrickt, ein dunkelgefärbtes Kind gebiert“³⁴. Während Thameyer solchen Berichten allzu eifertig den Status „beglaubigte[r], wissenschaftlich feststehende[r] Thatsachen“³⁵ zuerkennt, rät Preuss selbst wenige Zeilen später – darüber aber hat der verzweifelte Bankbeamte offenbar hinweggelesen – „in der Beurtheilung derartiger Berichte doppelt vorsichtig [zu] sein“³⁶. Ob „unter“ den „andere[n]“³⁷ einschlägigen Lektüreempfehlungen des „Doctor Walther Brauner“³⁸ auch Otto vom Raths 1898 in den *Berichten der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg* publizierte *Bemerkungen über das Versehen und die Telegonie* waren, darf in Frage gestellt werden, denn darin hätte er schwerlich argumentativen Rückhalt gefunden. Die vom „alte[n] Doctor Walther Brauner“³⁹ getroffene Auswahl einschlägiger Schriften scheint auf die Bedürfnisse Thameyers gut abgestimmt, immerhin so gut, daß Thameyer einzig ihm bescheinigt, sich „edel und gut“⁴⁰ verhalten zu haben. Vielleicht hatte Brauner sich zu Herzen genommen, wozu in der von ihm selbst empfohlenen Studie sein Berliner Kollege Julius Preuss rät: „Zum Schluss noch ein Wort über die Stellung des Hausarztes in dieser Angelegenheit. [...] Wenn bei irgend einer Veranlassung, so hat der Arzt hier Gelegenheit zu beweisen, dass ihm die Tugend eigen ist, die ihn erst zum wahren Arzt stempelt: der richtige Takt“⁴¹.

³² Preuss: *Vom Versehen der Schwangeren*, hier S. 48.

³³ Blencke: *Ueber congenitalen Femurdefect*, hier S. 623. August Blencke berichtet, daß „noch bis in die neueste Zeit hinein“ das Versehen „zur Erklärung derartiger Missbildungen heran“gezogen werde, und daß „unter den 66 Fällen“ körperlicher Mißbildungen bei Neugeborenen „4“ waren, „in denen die Mutter als Ursache der bestehenden Mißbildung ein Versehen angab“ (ebd., S. 622f.). Daß bis „heute noch“ „der Aberglaube des Volkes [...] Mißbildungen darauf zurück[führt], daß sich die Schwangere verschaut [...] habe“, stellt auch Arthur Foges (*Ueber einige Mißbildungen und das sogenannte Versehen. Vortrag, gehalten von Herrn Dr. A. Foges in der Versammlung des Unterstützungsvereines für Hebammen am 2. Mai 1900*, in: *Hebammen-Zeitung. Organ des Unterstützungs-Vereines für Hebammen* 14.9 (1900), S. 65f.) fest.

³⁴ Preuss: *Vom Versehen der Schwangeren*, hier S. 47 (Hervorheb. i. O.).

³⁵ Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, hier S. 63b.

³⁶ Preuss: *Vom Versehen der Schwangeren*, hier S. 47.

³⁷ Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, hier S. 63b u. 64b.

³⁸ Ebd., S. 63b.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Preuss: *Vom Versehen der Schwangeren*, hier S. 50.

vorliegenden Berichte zu B.“, so war kurze Zeit vor nachzulesen, und zwar in „Frau vor einem Verbre- sie ein kopfloses Kind zur inem Bein, so kommt sie esse dürfte Thameyer die che Abhandlung von Juli- ämlich, so Preuss, „auch die über einen Neger er- meyer solchen Berichten stehende[r] Thatsachen“³⁵ aber hat der verzweifelte erartiger Berichte doppelt gigen Lektüreempfehlun- 398 in den *Berichten der ungen über das Versehen* darin hätte er schwerlich : Walther Brauner“³⁹ ge- dürfnisse Thameyers gut scheinigt, sich „edel und rzen genommen, wozu in : Julius Preuss rät: „Zum eser Angelegenheit. [...] genheit zu beweisen, dass belt: der richtige Takt“⁴¹.

lencke berichtet, daß „noch artiger Missbildungen her- ßbildungen bei Neugebore- i Missbildung ein Versehen : Volkes [...] Mißbildungen e“, stellt auch Arthur Foges ag, gehalten von Herrn Dr. ammen am 2. Mai 1900, in: mmen 14.9 (1900), S. 65f.)

O.).

Hätte sich nämlich unter den Thameyer überlassenen Texten auch der Beitrag des Zoo- logen Otto vom Rath befunden, wäre der trostbedürftige Vater wohl schwerlich zu einer so schmeichelhaften Beurteilung des Hausarztes Brauner gelangt. Nicht nur weil von Otto vom Rath angestellte Experimente einen Fürsprecher der Lehre vom Versehen gehörig in Verlegenheit gebracht hätten. Der Zoologe unternahm nämlich „Versuche [...] mit Kaninchen“. Einer davon bildet gleichsam die Blaupause der Thameyer- Situation: „Zwei weisse Kaninchen, die durch Generationen von weissen Ahnen ab- stammten, wurden in einem Käfig allein gehalten, und der Bock schwarz gefärbt. Die Jungen waren“, wie vom Rath mitteilt und Andreas Thameyer zu seinem Leidwesen hätte zur Kenntnis nehmen müssen, „stets weiss“⁴². Wenig Rückendeckung hätte Thameyer darüber hinaus im ironischen Kommentar gefunden, den Otto vom Rath zu einem der zahlreichen Berichte abgibt:

Eine durchaus ehrbare Bürgersfrau beschenkte ihren Mann mit einem Kinde, welches völ- lig schwarz war. Da die brave Frau niemals in ihrem Leben mit einem Schwarzen in Be- rührung gekommen war, konnte das seltsame Ereignis nicht erklärt werden. Endlich fand man den Schlüssel des Räthsels. In dem gegenüberliegenden Hause befand sich ein Cigar- renladen, in welchem ein lebensgrosser künstlicher Neger im Schaufenster ausgestellt war. Natürlich hatte die Frau sich an diesem Neger versehen. Eine Cigarre, wie sie der Neger im Munde hielt, soll das Kind nicht mit auf die Welt gebracht haben. Da der Fall sich vor langen Jahren ereignet hat, war ein Erklärungsversuch ausgeschlossen. Man hätte auch von einem Versehen an einem Kaminfeger sprechen können.⁴³

Am wenigsten dürfte Thameyer allerdings ein von der Studie ins Feld geführter Bericht über einen „Schriftsetzer“ aus „Degerloch“ behagt haben, dessen Situation derjenigen Thameyers vergleichbar war:

⁴² Otto vom Rath: *Bemerkungen über das Versehen und die Telegonie*, in: *Berichte der Natur- forschenden Gesellschaft zu Freiburg i. B.* 10 (1898), S. 333–359, hier S. 350. Daß die Tier- versuche Otto vom Rath's nicht als Pionierarbeit einzustufen sind, geht aus erheblich älteren rechtswissenschaftlichen Beiträgen hervor: „In jenem Fall, wenn die Eheleute von verschie- dener Race sind, entscheidet man über die Legitimität folgendermaßen. Sind beide Eheleute Weiße so erzeugen sie ein weißes, sind beide Schwarze erzeugen sie ein schwarzes Kind; wenn aber eines der Eheleute zu den Weißen und das Andere zu den Schwarzen gehört, so wird ein Mischling, Mulatte, erzeugt; wenn daher die Frau eines Schwarzen, die selbst eine Schwarze ist, statt ein schwarzes Kind einen Mulatten zur Welt bringt, so ist das Kind nicht legitim, sondern von einem Weißen gezeugt worden; oder, wenn die Frau eines Weißen, wel- che eine Schwarze ist, anstatt eines Mulatten ein schwarzes Kind gebärt, so ist dasselbe nicht legitim, weil es nicht von dem weißen Ehemann, sondern von einem Schwarzen gezeugt wur- de, und ebenso ist ein Kind illegitim, wenn von einer weißen Frau, deren Mann ein weißer ist, ein Mulatte geboren wird, weil hier dasselbe von einem Schwarzen gezeugt wurde.“ (o. A.: *Die gerichtlich-anthropologische Anerkennung*, in: *Blätter für gerichtliche Anthropologie* 11 (1860), S. 83–136, hier S. 85f.)

⁴³ Rath: *Bemerkungen über das Versehen und die Telegonie*, hier S. 343.

Ein ähnlicher Fall mit leichter Erklärung wurde vor einigen Jahren in verschiedenen Zeitungen, z.B. dem Schwarzwälder Boten, besprochen. Die Frau eines Schriftsetzers in dem Villenort Degerloch kam mit einem Negerkind nieder. Die Frau war vor ihrer Hochzeit Köchin in einem Hotel gewesen, in welchem ein Neger als Kellner beschäftigt war. Der Schriftsetzer war aber offenbar kein Anhänger der Lehre vom Versehen, denn er reichte die Scheidungsklage ein.⁴⁴

Diesen Weg möchte der düpierte Bankbeamte allem Anschein nach nicht beschreiten. Eine „Scheidungsklage“ einzureichen, hieße, Anna Thameyer des Ehebruchs zu bezichtigen und die eigene Zeugungsunfähigkeit⁴⁵ zumindest implizit einzuräumen. Beide Implikationen befinden sich in bester Übereinstimmung mit der zeitgenössischen Lehrmeinung – „Ein schwarzes Kind kann von weißen Eltern nicht abstammen“⁴⁶ –, sind aber, die Schnitzler-Forschung hat dies (mit dem Fokus auf dem verzweifelten Ehemann), ausgiebig diskutiert, mit Thameyers Auffassung von bürgerlicher Mannesehre schwer zu vereinbaren.⁴⁷

3 Semiotische Tauschbeziehungen und *Der gute Ton in allen Lebenslagen*

Ich möchte den Fokus im Folgenden ein wenig verschieben, auf das soziale Umfeld der Thameyers nämlich, um einen bisher zwar nicht ausgeklammerten, durch die Konzentration auf Andreas Thameyer aber eher vernachlässigten Sachverhalt in den Blick zu rücken, und zwar die Rahmenbedingungen der hier manifesten männlichen Identitätskrise. Diese Krise entzündet sich an einem semiotischen Sachverhalt, insofern die „so eigenthümliche Hautfarbe“ des Kindes ein öffentlich sichtbares und nicht auszulöschendes Zeichen bildet für den der Anna Thameyer und für die Zeugungsunfähigkeit ihres Ehemannes. Im einen Fall liegt, schließt man die Möglichkeit des Sich-Versehens aus, ein indexikalisches Zeichen vor, im andern Fall hat man es im Wissen um die vier Jahre währende Kinderlosigkeit der Thameyers mit einem symbolischen Zeichen, mit einem Indiz zu tun. Für Thameyer ausschlaggebend ist nun aber, wie dieses Zeichen in seinem sozialen Umfeld rezipiert zu werden scheint. Da „die Geburt eines Kindes, namentlich des ersten Kindes in dem neuen Hausstande“ (auch) zur Zeit um 1900 als „Ereignis“ gilt, „dem selbstverständlich mit der höchsten Spannung, Hoffnung und

⁴⁴ Ebd.

⁴⁵ Hierauf weist bereits hin: Maja D. Reid: *„Andreas Thameyers letzter Brief“ and „Der letzte Brief eines Literaten“: Two Neglected Schnitzler Stories*, in: *The German Quarterly* 45.3 (1972), S. 443–460, hier S. 449.

⁴⁶ Ottokar Lorenz: *Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie. Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, sociologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung*, Berlin 1898, S. 158.

⁴⁷ Vgl. insbesondere Imke Meyer: *Männlichkeit und Melodram. Arthur Schnitzlers erzählende Schriften*, Würzburg 2010, S. 75–102.

fahren in verschiedenen Zei-
u eines Schriftsetzers in dem
Frau war vor ihrer Hochzeit
Kellner beschäftigt war. Der
m Versehen, denn er reichte

n nach nicht beschreiten.
des Ehebruchs zu bezeich-
lizität einzuräumen. Beide
er zeitgenössischen Lehr-
cht abstammen“⁴⁶ –, sind
dem verzweifelten Ehe-
bürgerlicher Mannesehre

len Lebenslagen

if das soziale Umfeld der
arten, durch die Konzent-
hverhalt in den Blick zu
m männlichen Identitäts-
rverhalt, insofern die „so
ares und nicht auszulö-
die Zeugungsunfähigkeit
hkeit des Sich-Versehens
s im Wissen um die vier
mbolischen Zeichen, mit
er, wie dieses Zeichen in
Geburt eines Kindes, na-
1) zur Zeit um 1900 als
pannung, Hoffnung und

tzter Brief' and ‚Der letzte
ie German Quarterly 45.3

nealogie, Stammbaum und
enschaftlichen Bedeutung,

thur Schnitzlers erzählende

Freude entgegen gesehen wird“⁴⁸, stehen die Aufwartung von Familienmitgliedern, von Freunden und Bekannten und der erste Ausgang mit dem Kind unter besonderer Aufmerksamkeit der Eltern. „Man bedenke“, rät Ebhardt, „daß gerade bei dieser Gelegenheit jedes Wort doppelt wiegt und die unschuldigste Bemerkung unsererseits [...] verstimmend wirken kann“⁴⁹. Die Rückmeldungen verlaufen aber, zumindest in der Wahrnehmung Thameyers, nicht in Übereinstimmung mit dem *guten Ton*: „Die Leute höhnen“, schreibt er, „sie sind schadenfroh und höchst gemein“⁵⁰. Diese Einschätzung erstreckt sich zunächst nur auf den engen Kreis der Familie: „Sogar Herr Gustav Rengelhofer, der Onkel meiner Frau, dem ich stets die größte Achtung erwiesen, hat in einer mich sehr verletzenden Weise mit den Augen gezwinkert, als er mein Kind zum ersten Mal sah, und meine eigene Mutter – sie hat mir die Hand gedrückt, in einer höchst sonderbaren Art, als bedürfte ich ihrer Theilnahme“⁵¹. Anna Thameyers Onkel und Andreas Thameyers Mutter wählen unwillkommene Formen der Rückmeldung, „als“ sie das „Kind zum ersten Mal“⁵² selbst sehen. Als kränkend empfindet Thameyer aber auch die Reaktionen all derjenigen, die das Kind vermutlich noch gar nicht zu Gesicht bekommen haben.

Und meine Kollegen im Bureau haben miteinander geflüstert, als ich gestern eintrat, und der Hausmeister, dessen Kindern ich zu Weihnachten meine alte verdorbene Uhr geschenkt habe – immerhin, als Spielzeug thut solch ein Uhrgehäuse seine Dienste ... der Hausmeister hat sich das Lachen verbissen, als ich gestern an ihm vorbeiging, und unsere Köchin macht ein Gesicht, so lustig, als wenn sie betrunken wäre, und der Specereihändler an der Ecke hat mir nachgeschaut, schon drei- oder viermal ... neulich ist er an der Thüre stehen geblieben und sagte zu einer alten Dame: Das ist er. Und ein Beweis für die schleunige Verbreitung der unsinnigsten Gerüchte; – es gibt Leute, die ich gar nicht kenne und die es wissen, ich weiß nicht, woher. Als ich vorgestern im Stellwagen nach Hause fuhr, hörte ich drei alte Weiber drin über mich sprechen, ich hörte meinen Vornamen ganz genau; ich stand auf der Plattform. Daher frage ich laut: (ich gebrauche diesen Ausdruck absichtlich, obwohl dies schriftliche Aufzeichnungen sind) – ich frage mit vernemlicher Stimme: Was soll ich thun? Was bleibt mir übrig? Ich kann es nicht jedem sagen: Leset Hamberg ‚Wunder der Natur‘ und Limbecks vorzügliches Werk ‚Über das Versehen der Schwangern‘.⁵³

Daß der Hausmeister und die Thameyersche Köchin ihre Aufwartung gemacht und das Kind in Augenschein genommen haben, vielleicht auch die „Collegen“ aus der Bank, mag noch angehen, im Falle des noch nicht einmal beim Namen genannten „Specereihändler[s]“ darf dies dagegen in Zweifel gezogen werden. In jedem Fall auszuschließen

⁴⁸ Franz Ebhardt: *Der gute Ton in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben*, 11. Aufl., Leipzig u. Berlin 1889, S. 99.

⁴⁹ Ebd., S. 106.

⁵⁰ Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, hier S. 63b.

⁵¹ Ebd., S. 64a.

⁵² Ebd.

⁵³ Ebd.

ist es für die „drei alte[n] Weiber“ aus dem „Stellwagen“, die Thameyer ja, wie er ausdrücklich mitteilt, „gar nicht kenn[t]“. Es liegt auf der Hand, daß sich im weiteren sozialen Umfeld der Thameyers anscheinend Personen finden, „denen jede Nachricht, die sie erfahren, förmlich das Herz abdrückt. Es läßt ihnen nicht eher Ruhe, als bis sie diese Last wieder von ihrem Herzen herunter und die Neuigkeiten weiter verbreitet haben. Besonders ruhen sie nicht früher, als bis all das, was ihnen ‚unter dem Siegel der Verschwiegenheit‘ mitgeteilt worden, von ihnen mit derselben Bitte an einen dritten erzählt ist. [...] Alles das nun pflegt man“, wie in Franz Ebhardts *Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben* nachzulesen ist, „unter dem Namen Indiskretion, der rücksichtslosen Schwatzhaftigkeit, zusammen zu fassen“.⁵⁴ Das verletzende Zwinkern des Onkels und der nach Auffassung Thameyers vielsagende Händedruck der Mutter – diese Zeichen mögen, schlimm genug, als familieninterne Taktlosigkeit durchgehen. Die „Collegen im Bureau“, der „Hausmeister“, die „Köchin“, der „Specereihändler an der Ecke“ und die von ihm ins Bild gesetzte „alte Dame“, die „drei alte[n] Weiber“, sie alle zeigen, wie Thameyer meint,⁵⁵ ein reges Interesse an

⁵⁴ Ebhardt: *Der gute Ton in allen Lebenslagen*, S. 248f. Ansätze, diesen Aspekt zu berücksichtigen, entwickelt Meyer: „Indem er wiederum betont, seine Frau habe sich lediglich ‚versehen‘, rettet Thameyer aber dennoch seine Inszenierung als Opfer: nicht ihm ist ein Versagen vorzuwerfen, sondern der klatschsüchtigen und schadenfrohen Welt, deren Unverständnis und Ignoranz ihn in den Selbstmord treiben. Und völlig unrecht hat Thameyer mit dieser Ansicht immerhin nicht: schließlich sind es letzten Endes die Heucheleien und Scheinheiligkeiten einer bürgerlichen Welt, die den Aufbau einer progressiven männlichen Identität von vornherein unmöglich machen“ (*Männlichkeit und Melodram*, S. 101).

⁵⁵ Meyer bestimmt Thameyers Wahrnehmung und Deutung der Reaktionen in seinem sozialen Umfeld als „Paranoia“ und „Verfolgungswahn“, leitet diese Bestimmung aber nicht aus Textbefunden ab, sondern gewinnt sie psychologisierend: „Weil Thameyer auf die Frage der Untreue seiner Frau und auf den möglicherweise von anderen gehegten Verdacht seiner Impotenz fixiert ist, glaubt er, seine Mitmenschen wären mit ähnlichen Gedankengängen befaßt“. Dies ist psychologisch zwar plausibel, durch den Text aber nicht gedeckt. Daß Thameyer zeugungsunfähig ist und darum weiß, legt der Brief zu schlußfolgern nahe, Gewißheit gibt er nicht (vgl. ebd., S. 99). Auch Aurnhammer stellt den Realitätsgehalt von Thameyers Beobachtungen in seinem sozialen Umfeld grundlegend in Frage: „Die Reihe der Personen, die mit Verwandten beginnt (Onkel, Mutter) und über Nachbarn und Hausgenossen (Hausmeister, Köchin) bis zu entfernteren Personen reicht (Spezereihändler an der Ecke, anonyme Fahrgäste im Stellwagen), läßt in ihrer Antiklimax an der Zuverlässigkeit von Thameyers Wahrnehmungen zweifeln. Auch nimmt die präzise Manifestation von Mimik und Gestik ab, die Thameyer als Verhöhnung seines angeblichen Hahnreitums auffasst: Augenzwinkern, Händedruck, verbissenes Lachen, Gesichtsausdruck, Nachschauen, Nachrede wirken so vage, dass sie trotz oder eben wegen ihrer Summation wie bloße Projektionen wirken: In welchem Maße Thameyer seine eigenen Zweifel auf die Umgebung überträgt, wird syntaktisch an verzweifelten Fragen und Imperativen deutlich.“ (Aurnhammer: *Arthur Schnitzlers intertextuelles Erzählen*, S. 117.) Da Thameyers Beobachtungen nicht als schiere Einbildung akzentuiert sind, bleibt es dem Leser überlassen, zu entscheiden, in wieweit Thameyer projiziert, welcher Stellenwert den manifesten Reaktionen in seinem sozialen Umfeld tatsächlich zukommt: den Worten des Arztes, dem Zwinkern des Onkels, dem Händedruck der Mutter, dem Flüstern der Kollegen, dem lustigen Gesicht der Köchin, den Versuchen des Hausmeisters, das Lachen zu

Thameyer ja, wie er aus-
 ß sich im weiteren sozia-
 len jede Nachricht, die sie
 r Ruhe, als bis sie diese
 weiter verbreitet haben.
 unter dem Siegel der Ver-
 e an einen dritten erzählt
dbuch für den Verkehr in
 chzulesen ist, „unter dem
 zusammen zu fassen“.⁵⁴
 g Thameyers vielsagende
 enug, als familieninterne
 ismeister“, die „Köchin“,
 gesetzte „alte Dame“, die
⁵⁵ ein reges Interesse an

sen Aspekt zu berücksichti-
 be sich lediglich ‚versehen‘,
 t ihm ist ein Versagen vor-
 t, deren Unverständnis und
 hameyer mit dieser Ansicht
 1 und Scheinheiligkeiten ei-
 ichen Identität von vornhe-

ktionen in seinem sozialen
 nmung aber nicht aus Text-
 eyer auf die Frage der Un-
 gten Verdacht seiner Impo-
 1 Gedankengängen befaßt“.
 ht gedeckt. Daß Thameyer
 ern nahe, Gewißheit gibt er
 gehalt von Thameyers Be-
 Die Reihe der Personen, die
 lausgenossen (Hausmeister,
 r Ecke, anonyme Fahrgäste
 von Thameyers Wahrneh-
 Mimik und Gestik ab, die
 st: Augenzwinkern, Händ-
 hrede wirken so vage, dass
 n wirken: In welchem starkem
 gt, wird syntaktisch an ver-
 nur Schnitzlers *intertextuel-*
 iere Einbildung akzentuiert
 hameyer projiziert, welcher
 l tatsächlich zukommt: den
 er Mutter, dem Flüstern der
 ausmeisters, das Lachen zu

seinen Familienangelegenheiten und haben, aktiv oder passiv, möglicherweise Anteil an der „schleunigen Verbreitung“ der in den Augen Thameyers „unsinnigsten Gerüchte“. Anhänger der Lehre des Versehens scheinen sie nicht zu sein.

Fraglos, Andreas Thameyer ist naiv und eitel, und seine Kränkung deutet auf eine narzisstische Disposition hin, gleichwohl aber fällt ihm, wenn schon nicht die Sympathie der Leserinnen und Leser zu, so doch zumindest ihr Mitleid. „Was soll ich thun?“ fragt er, in die Enge getrieben, und erwägt, vor denjenigen „flehen[d]“ „nieder[zu]knien“⁵⁶, aus deren Rede, aus deren Mimik und Gestik er Hohn und Spott abliest, die also die Anerkennung seiner Erzählung und damit verbunden die Wiederherstellung der Thameyerschen Ehre verweigern.⁵⁷ Am stärksten ins Gewicht der Affektlenkung der Leserinnen und Leser fällt indes, wofür der Abschiedsbrief zeugt, dafür nämlich, daß der ausgeschlossene und sich erniedrigende Thameyer zum Zeitpunkt, da sein letzter Brief gelesen wird, bereits aus dem Leben geschieden und daher als Opfer, als Spielball gesellschaftlicher Ächtung markiert ist. Vor diesem Hintergrund ist das Verhalten des Onkels als taktlos und dasjenige der Mutter als ungeschickt zu bewerten, dasjenige aber der Kollegen, des Hausmeisters, der Köchin, des Gewürzhändlers, der alten Dame und der drei Weiber wird in der Perspektive Thameyers entschieden als Übertretung markiert. Sie machen sich zumindest in seinen Augen der „Indiskretion, der rücksichtslosen Schwatzhaftigkeit“ schuldig. Welche Verhaltensstandards und Wertmaßstäbe dieser Einschätzung um 1900 zugrunde gelegt sind, verdeutlicht Franz Ehardts ungemein auflagenstarkes *Handbuch*: „Wir selber [...] sollen uns gewöhnen“, so Ehardt, es „ihnen“, gemeint sind die Klatschsüchtigen,

nicht nachzuahmen, wir sollen es uns zur Regel machen, nichts von dem, was uns mitgeteilt wurde, weiter zu tragen. Ganz abgesehen davon, daß sich jeder davor hüten soll, in den Ruf eines klatschsüchtigen Menschen zu kommen, kann er auch nie wissen, welche große Verantwortung er damit auf sich ladet. In solchen Mitteilungen, die fast immer Ungünstiges über unsern Nebenmenschen enthalten, ist meistens Wahres und Falsches gemischt; da wir beides nicht zu unterscheiden vermögen, so können wir mit dem Weiterverbreiten von Dingen, die einem dritten zu größtem Schaden gereichen können, leicht in die Lage geraten, Ursache eines Unglücks zu sein.⁵⁸

unterdrücken, den Worten des Händlers „Das ist er“ (Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, hier S. 64a), der Verwendung des freilich weit verbreiteten Thameyerschen Vornamens in der Rede der drei Alten.

⁵⁶ Ebd., S. 64a.

⁵⁷ Die Anerkennung der Erklärung Thameyers, ihre Weiterverbreitung und Archivierung in der oralen Tradition wäre gleichsam als gelingender (allerdings um den Preis eines Irrationalismus erfolgreicher) Wiedereingliederungsritus zu bestimmen; vgl. hierzu Arnold van Gennep: *Übergangsriten (Les rites de passage)*, Frankfurt a. M. u. New York 1999, S. 16–23).

⁵⁸ Ehardt: *Der gute Ton in allen Lebenslagen*, S. 249f.

4 Spiel mit den Leserinnen und Lesern

Es griffe allerdings entschieden zu kurz, wollte man *Andreas Thameyers letzten Brief* als moralinsauren Versuch einer Parteinahme für einen sozial diskreditierten und gekränkten Ehemann bestimmen. Was vordergründig nämlich als authentische Aufzeichnung eines Verzweifelten gelten könnte,⁵⁹ folgt einer äußerst subtilen, die Leserinnen und Leser gleichsam formatierenden Strategie, die (und deren Auswirkungen) ich im Folgenden freilegen möchte. Thameyers Brief macht kein Hehl aus seinem Thema: Von Beginn an ist klar, daß die Treue seiner Ehefrau und mit dieser ihre Ehre und diejenige ihres Gatten auf dem Spiel stehen: „Keineswegs“, so lauten die ersten Sätze des Briefs, „kann ich weiterleben. Denn solange ich lebe, würden die Leute höhnen, und niemand sähe die Wahrheit ein. Die Wahrheit aber ist, daß mir meine Frau treu war“⁶⁰.

Zu beweisen trachtet Thameyer dies mit Hilfe einschlägiger Literatur.⁶¹ Aus den von ihm angeführten Sachverhalten ist zu schließen, daß die eheliche Treue deshalb zur Debatte steht, weil dem Kind eine erklärungsbedürftige Spur eingeschrieben ist – welche allerdings, bleibt vorerst unklar, da die von Thameyer ins Feld geführten Beispiele reichlich heterogen sind: Malebranches *De la Recherche de la Vérité* entnimmt er die Erzählung von einer Frau, die „anlässlich der Canonisationsfeier des heiligen Pius dessen Bildnis so scharf betrachtete, dass der Knabe, den sie darauf zur Welt brachte, diesem Heiligen vollkommen glich“⁶². Luthers *Tischreden* liefern ihm den Bericht über „einen Bürger mit einem Totenkopf“, dessen Stigma daher rühre, daß seine „Mutter [...] während ihrer Schwangerschaft durch den Anblick eines Leichnams aufs heftigste erschreckt worden war“⁶³. Heliodor steuert die Erzählung der äthiopischen Königin bei, die sich während der „Umarmungen ihres schwarzen Ehegemals“⁶⁴ an einer Marmorplastik versehen und daher einer hellhäutigen Tochter das Leben geschenkt habe. Angeführt wird ferner der aus dem 17. Jahrhundert rührende Bericht über eine Frau, die „nach vierjähriger Abwesenheit ihres Gatten einen Knaben“ gebar, der die Frucht der

⁵⁹ Daß man es mit einem zwar authentisch wirkenden, in der fingierten Authentizität aber sich nicht erschöpfenden Zeugnis zu tun hat, betont bereits Dieterle (*Keineswegs kann ich weiterleben*, hier S. 24): „Schaut man genau hin, erfüllt Andreas Thameyers monologischer letzter Brief durchaus die Forderung einer das Ich-Bewußtsein transzendierenden narrativen Form: er unterscheidet sich zwar grundsätzlich vom inneren Monolog durch die Tatsache, daß er doch als Mitteilung konzipiert, also adressatenbezogen ist (was der innere Monolog nie sein kann), doch rückt er in die Nähe des inneren Monologs dadurch, daß er, obzwar in der Hauptsache wohlüberlegt, aus dem Augenblick heraus geschrieben wird und zum Teil das Mäanderhafte eines spontanen Gedankengangs hat.“

⁶⁰ Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, hier S. 63a.

⁶¹ Eine akribische Freilegung des intertextuellen Gefüges in quellenkritischer und produktionsästhetischer Perspektive liefert Aurnhammer. Aurnhammer deutet Thameyers Praxis der „selektive[n] Zitation“ und eines „bewusst einseitigen, ja verfälschenden Umgang[s] mit den Quellen“ als „Indiz für Thameyers Verdrängung“ (Aurnhammer: *Arthur Schnitzlers intertextuelles Erzählen*, S. 123 u. S. 126).

⁶² Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, hier S. 63a.

⁶³ Ebd., S. 63b.

⁶⁴ Ebd.

s Thameyers letzten Brief als diskreditierten und ge- als authentische Aufzeich- : subtilen, die Leserinnen en Auswirkungen) ich im l aus seinem Thema: Von er ihre Ehre und diejenige ie ersten Sätze des Briefs, ute höhnen, und niemand au treu war⁶⁰.

r Literatur.⁶¹ Aus den von ehliche Treue deshalb zur eingeschrieben ist – wel- Feld geführten Beispiele 'a Vérité' entnimmt er die ier des heiligen Pius des- auf zur Welt brachte, die- m ihm den Bericht über rühre, daß seine „Mutter Leichnams aufs heftigste äthiopischen Königin bei, nals⁶⁴ an einer Marmor- en geschenkt habe. Ange- richt über eine Frau, die gebar, der die Frucht der

erten Authentizität aber sich *Keineswegs kann ich weiter-* meyers monologischer letzter ierenden narrativen Form: er h die Tatsache, daß er doch ere Monolog nie sein kann), ; obzwar in der Hauptsache zum Teil das Mäanderhafte

skritischer und produktions- t Thameyers Praxis der „se- enden Umgang[s] mit den Arthur Schnitzlers intertex-

lediglich „geträumt[en]“ „inbrünstigen Umarmung ihres Gatten“⁶⁵ sei. Da die „Aerzte und Wehefrauen“ dies „eidlich [...] für möglich“ erklärten, habe der zuständige „Gerichtshof [...] dem Kinde alle Rechte der legitimen Geburt“⁶⁶ zugesprochen. Es folgt eine in „Hambergs ‚Räthselhaften Vorgängen der Natur‘“ überlieferte „Geschichte von einer Frau, die ein Kind mit einem Löwenkopf zur Welt brachte, nachdem sie im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft“ der Vorstellung eines „Löwenbändigers beige- wohnt hatte“⁶⁷. Beschlossen wird die Reihe mit einer Kostprobe aus „Limböcks ‚Ueber das Versehen der Frauen‘“. Dort sei dokumentiert, „dass ein Kind mit einem großen Brandmal auf der Wange geboren wurde, weil die Mutter einige Wochen vor der Geburt das ganze Haus gegenüber in Flammen hatte aufgehen sehen“⁶⁸.

Nicht weniger als sechs Beispiele führt der Brief also an, von denen freilich nicht alle, mindestens aber zwei, vielleicht sogar drei geeignet sind, die eheliche Treue der Wöchnerin in Frage zu stellen und anzudeuten, welcher Art die verräterische Spur ist, die sich dem Kind der Thameyers offenbar eingeschrieben findet: das Beispiel der weißen Tochter des äthiopischen Königspaars, dasjenige des Kindes, das einer imaginierten Kohabitation entsprungen sein soll, und dasjenige des Kindes, das zwar dem heiligen Pius, offenbar aber nicht seinem gesetzlichen Vater gleich. Statt das Rätsel aufzulösen, ruft es der Abschiedsbrief durch die Schilderung der Reaktion des entbindenden Arztes vielmehr in Erinnerung, erneuert es und befeuert die Imaginatio der Leserinnen und Leser: „Doctor Walther Brauner [...] hat es mir gleich gesagt; bevor er mich hineinführte, sagte er mir: ‚Mein lieber Thameyer, erschrecken Sie nicht und regen Sie sich und ihre Frau nicht auf. Solche Dinge sind schon öfters dagewesen. Ich werde Ihnen morgen das Buch von Limböck bringen und andere über das Versehen der Schwangeren.“⁶⁹. Am Ende der ersten Hälfte des *Briefes* findet sich endlich ein weiterführender Hinweis – auf die, wie es heißt, „so eigenthümliche Hautfarbe“⁷⁰ des Kindes nämlich. Eine Information, die sich zu diesem Zeitpunkt einzig mit der von Heliodor überlieferten und für Thameyer ja „am wichtigsten“⁷¹ erscheinenden „Begebenheit“⁷² zu einer einigermaßen kohärenten Vorstellung verbinden ließe. Aus dem Erklärungs- und Rechtfertigungsbedarf, zu dem die Geburt eines hellhäutigen Kindes im Fall der äthiopischen Königin Anlaß gibt, wäre im Fall des österreichischen Paares auf ein Kind zu schließen, dessen Haut – in negativer Verkehrung – dunkel ist.

Nach 34 von insgesamt 240 Zeilen werden die Leserinnen und Leser Schritt für Schritt mit Informationen versorgt, die diese Schlußfolgerung stützen. Zunächst ist zu erfahren,

⁶⁵ Ebd.

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ Ebd.

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Ebd.

⁷⁰ Ebd., S. 64a. In der *Zeit* nimmt der Abdruck 240 Zeilen in Anspruch. Diese erste Enthüllung erfolgt nach 113 Zeilen.

⁷¹ Ebd., S. 63b.

⁷² Diese Bezeichnung tragen die einzelnen Bücher von Heliodors *Aethiopischer Liebes- und Heldengeschichte* (vgl. Heliodor: *Aethiopische Liebes- und Helden-Geschichte*, S. 145 u. ö.).

daß Anna Thameyer mit ihrer Schwester zusammen im „Thiergarten“ war bei „diese[n] unheimlichen Schwarzen“⁷³. Nach weiteren 33 Zeilen steht zu lesen, daß sie „allein bei den Negern war ... Allein, denn Fritzti hatte sich plötzlich verloren“⁷⁴. Bis schließlich preisgegeben wird, daß Anna Thameyer ganze „zwei Stunden“ ohne Gesellschaft verbracht hat und damit ausreichend Zeit für einen Ehebruch war, haben die Leserinnen und Leser noch einmal 20 Zeilen hinter sich zu bringen.⁷⁵ Während Andreas Thameyer allerdings mit Hilfe, wie er schreibt, „beglaubigte[r], wissenschaftlich feststehende[r] Thatsachen“⁷⁶ es für erwiesen hält, daß seine Gattin sich versehen habe, steht den Leserinnen und Lesern eine weitaus näherliegende⁷⁷ Schlußfolgerung zur Wahl, nein: vor Augen – diejenige nämlich, die all jene gezogen haben, die der Thameyerschen Erklärung die Anerkennung anscheinend verweigern:⁷⁸ der Onkel, die Mutter, die „Collegen“, der „Hausmeister“, die „Köchin“, der „Specereihändler“, die von diesem ins Bild gesetzte „Dame“ und die „drei alte[n] Weiber“⁷⁹.

⁷³ Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, hier S. 64a.

⁷⁴ Ebd.

⁷⁵ Dieses Verfahren des Aufschiebens deutet Reid als Spur einer Verdrängung (*Andreas Thameyers letzter Brief* and *Der letzte Brief eines Literaten*, hier S. 444). Das stärkste Indiz hierfür liefert Thameyers Formulierung „ihr Kind – unser Kind“ (Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, hier S. 63b). Das Verschweigen des eigentlichen Sachverhalts ausschließlich so zu deuten, legt *Andreas Thameyers letzten Brief* fest auf ein fingiert-authentisches Sprechen. Nicht in den Blick rückt dagegen eine über dieses Fingieren einer Psychostruktur hinausweisende literarische Qualität. „Schnitzler is obviously playing games with the reader“, analysiert Brenda Keiser (*Deadly Dishonour. The Duel and the Honor Code in the Works of Arthur Schnitzler*, New York u. a. 1990, S. 112). Dieser Befund bleibt allerdings bezogen auf die Zweideutigkeit des Verbuns „versehen“.

⁷⁶ Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, hier S. 63b.

⁷⁷ Deren Plausibilität wird erhöht durch die boomende Praxis der Völkerschauen um 1900 in Wien. Vgl. Hilde Thode-Arora: *Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen*, Frankfurt a. M. u. New York 1989, S. 177, Werner Michael Schwarz: *Anthropologische Spektakel. Zur Schaustellung „exotischer“ Menschen, Wien 1870–1910*, Wien 2001, Volker Mergenthaler: *Völkerschau – Kannibalismus – Fremdenlegion. Zur Ästhetik der Transgression (1897–1936)*, Tübingen 2005, S. 15–84. Vgl. hierzu auch (*Ein Naturwunder*), in: *Illustriertes Wiener Extrablatt. Abend-Ausgabe* 31.202 (1902), S. 2): „Wir lesen in Berliner Blättern: Ein ‚Naturwunder‘ erregt in unserer Nachbarstadt Potsdam nicht geringes Aufsehen. Die weiße Frau eines weißen Mannes hat dort ein schwarzes Kind zur Welt gebracht. Der Vater glaubt allerdings an ein Wunder so wenig, daß er sich von seiner Frau will scheiden lassen. Dieselbe Naturerscheinung zeigte sich übrigens schon in Berlin, hier gleich in mehreren Fällen, einige Zeit nach der Gewerbeausstellung von 1896. Man brachte sie damals mit der starken Vertretung unserer schwarzen Landsleute in der Colonial-Abtheilung der Ausstellung oder anderen exotischen Gästen in Verbindung. Ob in Potsdam ähnliche Naturkräfte das Wunder bewirkt haben, steht noch nicht fest. Man munkelt aber davon“.

⁷⁸ Vgl. hierzu bereits Michael Boehringer (*Fantasies of White masculinity in Arthur Schnitzler's Andreas Thameyers letzter Brief (1900)*, in: *The German Quarterly* 84.1 (2011), S. 80–96, hier S. 83): „it is apparent that the smiles, the laughter, the winking, the sympathetic handshake, that all these non-verbal signs function as instances of ‚micro justice““.

⁷⁹ Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, hier S. 64a.

An dieser
Textes lie
quellenkr
nichts Ne
Abgründe
unbeding
daß er ak
viert, dop
Sympathi
Druck sic
und spott
Leserinne
gungsunf
Position
wie es die

Am I
Schnitzle
einer Vor
der „Jndi
nen Vert
chen[den
Personen
die es sic
mag die
Handstre

⁸⁰ Imke
„Ause
dig ist
schütt
dram,

⁸¹ Ähnlic
rung ö
Textes
der „E
sellsch
mit sic
bleibt
bringt

⁸² Ebhar

⁸³ Schnit

⁸⁴ Ebd.,

⁸⁵ Ebd.,

⁸⁶ Ebd.

garten“ war bei „diese[n] lesen, daß sie „allein bei rloren“⁷⁴. Bis schließlich r“ ohne Gesellschaft ver- ar, haben die Leserinnen hrend Andreas Thameyer schafflich feststehende[r] hen habe, steht den Lese- ung zur Wahl, nein: vor er Thameyerschen Erklä- die Mutter, die „Colle- , die von diesem ins Bild

ter Verdrängung (*Andreas r S. 444*). Das stärkste Indiz ind“ (Schnitzler: *Andreas entlichen Sachverhalts aus- rief fest auf ein fingiert- über dieses Fingieren einer s obviously playing games ? *Duel and the Honor Code* Dieser Befund bleibt aller-*

Völkerschauen um 1900 in *Die Hagenbeckschen Völ- Michael Schwarz: *Anthropo- en 1870-1910*, Wien 2001, nlegion. Zur Ästhetik der 1 auch (*Ein Naturwunder*, . 2): „Wir lesen in Berliner n nicht geringes Aufsehen. zur Welt gebracht. Der Va- : Frau will scheiden lassen. ler gleich in mehreren Fäl- te sie damals mit der star- btheilung der Ausstellung ähnlliche Naturkräfte das on“.*

inity in *Arthur Schnitzler's rly* 84.1 (2011), S. 80–96, ng, the sympathetic hand- justice“.

5 Re-flexion

An diesem Punkt zeichnet sich ab, worin der spezifische Mehrwert des Schnitzlerschen Textes liegt. Nicht darin, daß er am Diskurs über das Versehen teilhat; er stellt zwar die quellenkritisch bedenkliche Praxis der ‚Beweisführung‘ bloß, trägt darüber hinaus aber nichts Neues oder Erhellendes dazu bei. Auch nicht darin, daß er die Mechanismen und Abgründe männlicher Identitätspolitik um 1900 beleuchtet; hierfür bedürfte es nicht unbedingt eines literarischen Textes.⁸⁰ Seine besondere Leistung besteht vielmehr darin, daß er als ästhetisches Konstrukt seine Leserinnen und Leser auf perfide Weise involviert, doppelt involviert:⁸¹ einmal indem er von Beginn an massiv und unverhohlen ihre Sympathien lenkt: hin zum sich demütigenden und unter dem empfundenen öffentlichen Druck sich das Leben nehmenden Opfer und weg von den unsensiblen, klatschenden und spottenden Menschen seines sozialen Umfelds; sodann aber auch, indem er seine Leserinnen und Leser nach und nach zur Vorstellung des Ehebruchs und der Zeugungsunfähigkeit anregt und folglich auch dazu, in der Frage nach dem Versehen die Position der Schulmedizin zu beziehen, Thameyers kläglichem Rettungsversuch also, wie es die Personen in seinem sozialen Umfeld tun, die Anerkennung zu verweigern.

Am Ende stellt sich deshalb ein Unbehagen ein, ein Unbehagen darüber, daß Schnitzlers Text bei seinen Leserinnen und Lesern kaum merklich die Herausbildung einer Vorstellung gefördert hat, die nicht eben von Taktgefühl zeugt, die im Verdacht der „Indiskretion“ steht, „Ungünstiges über unsern Nebenmenschen“⁸² enthält und seinen Verbleib in der Sozialordnung torpediert. Die moralische Verurteilung der „lachen[den]“⁸³, „höhnern[den]“⁸⁴, „flüstern[den]“⁸⁵, „zwinker[nden]“⁸⁶ und klatschenden Personen aus dem sozialen Umfeld Thameyers weist nun zurück auf genau diejenigen, die es sich allzu behaglich gemacht haben im Richterstuhl ihrer Lektüre. Versöhnlich mag die auf diese Weise Ertappten 1902 vielleicht gestimmt haben, daß sie diesen Handstreich des Schnitzlerschen Textes als Indiz seiner literarischen Qualität werten

⁸⁰ Imke Meyer weist darauf hin, Schnitzlers Text mache unmißverständlich deutlich, daß eine „Auseinandersetzung mit den blinden Flecken des Aufklärungsdiskurses“ „dringend notwendig ist und daß eine melodramatische Flucht in vor-aufklärerische Diskurse einer krisengeschüttelten männlichen Identität keine Rettung bieten kann“ (Meyer: *Männlichkeit und Melodram*, S. 102). Hätte dies ein soziologischer Essay nicht zum Vorschein bringen können?

⁸¹ Ähnlich argumentiert Schnyder (*Im Netz der Bedeutung*, hier S. 421), der in der Thematisierung der Blicke der zur Schau gestellten „Riesenmenschen“ ein Instrument des literarischen Textes erkennt, mittels dessen „die vorgegebene Blickhierarchie ins Wanken“ gebracht und der „Blick der Lesenden auf das eigentliche Exponat, Andreas Thameyer und die Wiener Gesellschaft der Jahrhundertwende“ gelenkt werde. Die Konfrontation der Wiener Gesellschaft mit sich selbst auf deren Xenophobie zu beschränken, greift allerdings zu kurz. Ausgeblendet bleibt nämlich, daß und wie die besagte Gesellschaft sich Thameyer gegenüber in Stellung bringt und den Leser zur Komplizenschaft anhält.

⁸² Ebhardt: *Der gute Ton in allen Lebenslagen*, S. 248f.

⁸³ Schnitzler: *Andreas Thameyers letzter Brief*, hier S. 64b.

⁸⁴ Ebd., S. 63a.

⁸⁵ Ebd., S. 64a.

⁸⁶ Ebd.

durften – zumindest dann, wenn sie die wenige Seiten vor *Andreas Thameyers letztem Brief* abgedruckte Abhandlung des Leipziger Philosophen Johannes Volkelt über *Kunst, Moral, Cultur* in Erinnerung behalten haben. Darin heißt es:

Eine Kunst, die nur Dichtungen hervorbrächte, deren Ausgang *unmittelbar* das sittliche Bedürfnis befriedigte, uns unmittelbar sittlich erhöbe und tröstete, wäre nicht Offenbarein und Deuterin der Welt, sondern müsste sich den Vorwurf des wohlfeilen Idealismus, der Harmonisierungssucht, der Schönmacherei gefallen lassen. Es kommt nur darauf an, dass sich in der dichterischen Darstellung niederdrückender und beklemmender menschlicher Entwicklungen ein ernster und großer Sinn ausspricht. Dies kann so geschehen, dass edle, erhabene Trauer, sei sie weich oder herb, über der Dichtung schwebt, oder so, dass aus ihr ein gequälter Geist zu uns spricht.⁸⁷

6 Literatur und Quellen

- Abraham, Bénédicte: *Discours de la folie raisonnée dans Andreas Thameyers letzter Brief*, in: *Crises allemandes d'identité / Deutsche Identitätskrisen*, hg. v. Michel Vanoothuysse, Montpellier 1998, S. 35–43.
- Allen, Richard H.: *An Annotated Arthur Schnitzler Bibliography. Editions and Criticism in German, French, and English 1879–1965*, Chapel Hill o. J.
- Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 18, Leipzig 1883.
- Aurnhammer, Achim: *Arthur Schnitzlers intertextuelles Erzählen*, Berlin u. Boston 2013.
- Bartels, Adolf: *Geschichte der deutschen Litteratur. In zwei Bänden. Zweiter Band. Das neunzehnte Jahrhundert*, Leipzig 1902.
- [Bartholin, Thomas]: *Thomae Bartholini HISTORIARIUM Anatomicarum & Medicarum Rariorum. Centuria V. & VI. Accessit Viri Clarissimi JOHANNIS RHODII / Mantissa Anatomica. HAFNIAE, Typis HENRICI GÖDIANI, Reg. & Acad. Typogr. Sumptibus PETRI HAUBOLDI Bibl.* 1661.
- Beßlich, Barbara: *Mütter im Visier. ‚Versehen‘ und ‚Telegonie‘ in Otto Weiningers Geschlecht und Charakter – mit einem Seitenblick auf Weiningers Anleihen bei Goethe, Ibsen und Zola*, in: *KulturPoetik* 4.1 (2004), S. 19–36.
- Blencke, [August]: *Ueber congenitalen Femurdefect*, in: *Zeitschrift für orthopädische Chirurgie einschliesslich der Heilgymnastik und Massage* 9 (1901), S. 584–656.
- Boehringer, Michael: *Fantasies of White masculinity in Arthur Schnitzler's Andreas Thameyers letzter Brief* (1900), in: *The German Quarterly* 84.1 (2011), S. 80–96.
- Brümmer, Franz: *Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts*, 4. Aufl., Bd. 3, Leipzig o. J. [1896].
- Dieterle, Bernard: *Keineswegs kann ich weiterleben'. Figurationen des Schreibens bei Arthur Schnitzler*, in: *Modern Austrian Literature* 30.1 (1997), S. 20–38.
- Ebhardt, Franz: *Der gute Ton in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben*, 11. Aufl., Leipzig u. Berlin 1889. (*Ein Naturwunder*), in: *Illustriertes Wiener Extrablatt. Abend-Ausgabe* 31.202 (1902), S. 2.
- Foges, A[rthur]: *Ueber einige Mißbildungen und das sogenannte Versehen. Vortrag, gehalten von Herrn Dr. A. Foges in der Versammlung des Unterstützungsvereines für Hebammen am 2.*

⁸⁷ Johannes Volkelt: *Kunst, Moral, Cultur*, in: *Die Zeit* 32.408 (1902), S. 53–55, hier S. 55.

eas Thameyer führt

Andreas Thameyers letztem
Johannes Volkelt über *Kunst*,

ung unmittelbar das sittliche
stete, wäre nicht Offenbare-
f des wohlfeilen Idealismus,
n. Es kommt nur darauf an,
nd beklemmender menschli-
Dies kann so geschehen, dass
itung schwebt, oder so, dass

Thameyers letzter Brief, in:
v. Michel Vanooosthuysen,

itions and Criticism in Ger-

lin u. Boston 2013.

i. Zweiter Band. Das neun-

arum & Medicarum Rario-
DII / Mantissa Anatomica.
ntibus PETRI HAUBOLDI

Otto Weiningers Geschlecht
bei Goethe, Ihsen und Zola,

ür orthopädische Chirurgie
56.

itzler's Andreas Thameyers
96.

neunzehnten Jahrhunderts,

des Schreibens bei Arthur

den Verkehr in der Fami-
g u. Berlin 1889.

31.202 (1902), S. 2.

hen. Vortrag, gehalten von
ines für Hebammen am 2.

, S. 53–55, hier S. 55.

Mai 1900, in: *Hebammen-Zeitung. Organ des Unterstützungs-Vereines für Hebammen* 14.9 (1900), S. 65f.

Genep, Arnold van: *Übergangsriten (Les rites de passage)*, Frankfurt a. M. u. New York 1999.

Gottschall, Rudolf von: *Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Litteraturhistorisch und kritisch dargestellt*, 7. Aufl., Bd. 4, Breslau 1902.

Hanstein, Adalbert von: *Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Literaturgeschichte*, Leipzig 1901.

Heliodor: *Aethiopische Liebes- und Helden-Geschichte*, Jena 1750.

Keiser, Brenda: *Deadly Dishonour. The Duel and the Honor Code in the Works of Arthur Schnitzler*, New York u. a. 1990.

Ledderhose, [Carl Friedrich]: *Hamburg, Theodor H.*, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 10, Leipzig 1879, S. 468–470.

Lorenz, Ottokar: *Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie. Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, sociologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung*, Berlin 1898.

Mann, Thomas: *Gladius Dei*, in: *Die Zeit* 32.406 (1902), S. 31f. u. 32.407 (1902), S. 46–48.

Mergenthaler, Volker: *Völkerschau – Kannibalismus – Fremdenlegion. Zur Ästhetik der Transgression (1897–1936)*, Tübingen 2005.

Meyer, Imke: *Männlichkeit und Melodram. Arthur Schnitzlers erzählende Schriften*, Würzburg 2010.

o. A.: *Die gerichtlich-anthropologische Anerkennung*, in: *Blätter für gerichtliche Anthropologie* 11 (1860), S. 83–136.

Preuss, J[ulius]: *Vom Versehen der Schwangeren. Eine historisch-kritische Studie*, in: *Berliner Klinik* 51 (1892), S. 1–50.

Rath, Otto vom: *Bemerkungen über das Versehen und die Telegonie*, in: *Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. B.* 10 (1898), S. 333–359.

Reid, Maja D.: ‚Andreas Thameyers letzter Brief‘ and ‚Der letzte Brief eines Literaten‘: Two Neglected Schnitzler Stories, in: *The German Quarterly* 45.3 (1972), S. 443–460.

Reise- und Bade-Abonnement auf die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“, in: *Die Zeit* 32.408 (1902), Umschlagrückseite, o. P.

Schnitzler, Arthur: *Andreas Thameyers letzter Brief*, in: *Die Zeit* 32.408 (1902), S. 63f.

Schnitzler, Arthur: *Medizinische Schriften*, hg. v. Horst Thomé, Wien u. Darmstadt 1988.

Schnyder, Peter: *Im Netz der Bedeutung. Arthur Schnitzlers Erzählung ‚Andreas Thameyers letzter Brief‘ in kulturwissenschaftlicher Perspektive*, in: *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. „Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert“*, hg. v. Peter Wiesinger, Bd. 6, Bern u. a. 2002, S. 419–425.

Schwarz, Paul: *Die Entwicklung der städtischen Grundrente in Wien*, in: *Neue Untersuchungen über die Wohnungsfrage in Deutschland und im Ausland. Herausgegeben vom Verein für Socialpolitik. Deutschland und Österreich*, Leipzig 1901, S. 33–148.

Schwarz, Werner Michael: *Anthropologische Spektakel. Zur Schaustellung „exotischer“ Menschen, Wien 1870–1910*, Wien 2001.

Stanzel, Franz K.: *Telegonie – Fernzeug. Macht und Magie der Imagination*, Wien, Köln u. Weimar 2008.

Thode-Arora, Hilke: *Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen*, Frankfurt a. M. u. New York 1989.

Volkelt, Johannes: *Kunst, Moral, Cultur*, in: *Die Zeit* 32.408 (1902), S. 53–55.

Welsenburg, Gerhard von [d. i. Iwan Bloch]: *Das Versehen der Frauen in Vergangenheit und Gegenwart und die Anschauungen der Aerzte, Naturforscher und Philosophen darüber*, Leipzig 1899.

Wunberg, Gotthart: *Arthur Schnitzler – oder über Kulturwissenschaften und Literaturwissenschaft*, in: *Arthur Schnitzler im zwanzigsten Jahrhundert*, hg. v. Konstanze Fliedl, Wien 2003, S. 13–35.

TATJANA BUKI

Transform in the Twe From Mate

During the 190
tersection of d
'baby boom' e
rise of the fem
scholarly and j
the rise of the
research.⁴ A c
ternal experier
the understand
in the 19th cen
autonomous fi
experience of

This comp
fetus, the m
conceptualize
over the cours
and redrawn r

- ¹ See Rosalir
*reproductio
photograph
1750–2000*,
London 20
films of Da
and Barbar
Cambridge
- ² See Sara D
New York
of fetal sury
- ³ See Leslie
America, B
- ⁴ See Naomi
*arrangeme
therapies, i
history of h*